

Transfers in der lateinischen Literatur von der Spätantike bis zum 11. Jahrhundert

VON FIDEL RÄDLE

Der folgende Beitrag behandelt Formen und Fälle kultureller Grenzüberschreitung, die sich in der lateinischen Literatur zwischen dem Ende der klassischen Antike und dem elften Jahrhundert manifestieren. Zwar gilt die Aufmerksamkeit hierbei prinzipiell dem Westen Europas und der allmählichen Einholung Deutschlands durch den Westen, doch geht es nicht vorwiegend darum, ein postuliertes einseitiges Kulturgefälle in östlicher Richtung mit Beispielen zu belegen. Zumindest für den früheren Teil des hier zu verhandelnden Zeitraums wären solche Nachweise wenn nicht gar sinnlos so doch schwierig und ziemlich unergiebig, falls man nicht den literarischen Import aus Irland, England und Spanien dem – diesbezüglich nur als Durchgangsetappe und Zwischenlager fungierenden – »Westen« gutschreiben will¹⁾. Selbst die karolingische Epoche erscheint bis zur zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, was ihre kulturellen Schwerpunkte betrifft, ausgewogen und durch eine grundsätzlich in alle Himmelsrichtungen offene Mobilität²⁾ gekennzeichnet. Erst nach und nach verliert das ostfränkische Reich deutlich an Gewicht und muß sich neben dem Wein,

1) Insofern ist der (ausdrücklich von Frankreich aus gedachte) Satz »Der deutsche Sprachraum ist zunächst und für lange Zeit der Rezipient« (WERNER PARAVICINI in seiner Einleitung zu: Kultureller Austausch und Literaturgeschichte im Mittelalter, Kolloquium im Deutschen Historischen Institut Paris, hg. von INGRID KASTEN, WERNER PARAVICINI, RENÉ PÉRENNEC, Beihefte der Francia 43, Sigma- ringen 1998, S. 13) gewiß zu pauschal.

2) »Es geht um das Phänomen, daß der kulturelle »Kommunikationsraum« während der frühmittelalterlichen Jahrhunderte noch von erstaunlicher Weite ist«, schreibt Klaus von See in seinem vorzüglichen Beitrag, Das Frühmittelalter als Epoche der europäischen Literaturgeschichte, in: Europäisches Frühmittelalter, Hg. KLAUS VON SEE (Neues Handbuch der Literaturwissenschaft 6), Wiesbaden 1985, S. 38. Nichts unterstreicht das deutlicher als Alkuins Lebensitinerar von England über Italien nach Aachen und schließlich nach Tours. Bezeichnend ist auch die naive Legende von der Entwicklung der karolingischen Kultur am Anfang der *Gesta Karoli* Notkers: Die beiden Iren, die in das ver- wahrloste Reich des jungen Karl kommen und nach Krämerart ihre Weisheit feilbieten, werden vom König zur Gründung von Schulen nach Gallien bzw. Oberitalien verpflanzt. Danach nimmt Karl den Angelsachsen Alkuin bei sich auf, der schließlich nach Tours geschickt wird, wo er die bei ihm zusam- menströmenden Schüler lehren soll: »Cuius in tantum doctrina fructificavit, ut moderni Galli sive Franci antiquis Romanis et Atheniensibus aequantur.« (Notker der Stammler, Taten Kaiser Karls des Großen, Hg. HANS F. HAEFELE, SS rer. Germ. N.S. 12, Berlin 1962, S. 1–3).

um dessentwillen (»propter vini copiam«) Ludwig der Deutsche nach dem Zeugnis der Chronik Reginos³⁾ bei der Reichsteilung noch einige zusätzliche Gebiete links des Rheins erhalten hat, auch die geistigen Güter in zunehmendem Maße aus dem Westen besorgen⁴⁾.

Zu untersuchen sind zunächst, entsprechend dem vom Veranstalter vorgegebenen Dreischritt Romanisierung – Christianisierung – Frankonisierung, die Transfers, die seit der Spätantike in lateinischer Sprache und auch mit der lateinischen Sprache stattgefunden haben. Unter dem Begriff Transfer soll im folgenden natürlich nicht etwa nur die geographische Neuerschließung von Kulturräumen verstanden werden, sondern jede Art von grundlegenden kulturellen Veränderungsprozessen, deren Ausgang, Vorgang und Resultat sich hauptsächlich nach den Unterscheidungskriterien *Partizipation* und *Differenz* beschreiben lassen. Einfacher gesagt: es muß danach gefragt werden, was bei diesen Prozessen als überholt entfällt und was in welcher möglicherweise neuen Gestalt und in welcher Richtung produktiv weitertradiert wird.

Der eklatanteste Transfer, den die lateinische Literaturgeschichte des ersten Jahrtausends erlebt hat, ist zweifellos der große abendländische Paradigmenwechsel von der paganen zur christlichen Kultur mit seinen Implikationen für die unter neuen Bedingungen weiterbestehende bzw. sich neu formierende lateinische Literatur und ihre Sprache, sowie langfristig, deren Verhältnis zu den angrenzenden, nach Schriftlichkeit drängenden Volkssprachen. Hier gilt das Hauptinteresse verständlicherweise der komplexen karolingischen Epoche, die sich als besonders entschieden und wach in der Wahrnehmung, aber auch in der Handhabung kultureller Partizipation bzw. Differenz erweist. Das betrifft sowohl die Beziehung zwischen der Literatur der paganen Antike einerseits und dem christlichen Schrifttum mit seinem Anspruch auf die Lizenz einer spezifisch »christlichen« Grammatik andererseits wie auch die Regulierung der mit und in der Volkssprache sich neu stellenden Probleme. Im Schlußteil werden einzelne Fälle konkreter und zunehmend deutlicher von We-

3) Reginonis Chronica (a. 842), Hg. REINHOLD RAU (Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters 7), Darmstadt 1966, S. 184.

4) Vgl. WATTENBACH-LEVISON, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. VI. Heft: Die Karolinger vom Vertrag von Verdun bis zum Herrschaftsantritt der Herrscher aus dem Sächsischen Hause. Das ostfränkische Reich, bearbeitet von HEINZ LÖWE, Weimar 1990: »Auch wenn Ludwig und seine Nachfolger sich gelegentlich den Herrschern des Westens militärisch überlegen zeigten, bleibt die Tatsache bestehen, daß das ostfränkische Reich in seiner ursprünglichen Form die ärmeren, wirtschaftlich und verkehrstechnisch noch nicht gut erschlossenen Gebiete umfaßte, die hinter dem Westen an wirtschaftlicher Kraft wie an kultureller und literarischer Tradition durchaus zurückstanden. Christentum und Kultur waren hier jünger als im Westen; der Umfang der literarischen Produktion konnte nur hinter der des Westens zurückbleiben. Andererseits lag die Zeit der Christianisierung für einzelne Gebiete des Ostens noch gar nicht weit zurück ... Auch konnten einige Zentren, wie insbesondere Fulda, als Bildungsstätten mit ihren Bibliotheken durchaus den Vergleich mit manchen westfränkischen Klöstern aushalten.« (S. 652f.)

sten nach Osten gerichteter Kulturtransfers verhandelt, wie sie sich etwa in der Vermittlung der wiederbelebten antiken Klassiker, in der Weitergabe neuer literarischen Genera (z.B. der Sequenz) und der Etablierung führender Schulen dokumentieren.

I. DIE LATEINISCHE LITERATUR IM ÜBERGANG VON DER PAGANEN ZUR CHRISTLICHEN KULTUR

Ich beginne mit einem Blick zurück auf die Antike. Die Kultur des Römischen Imperiums hat sich entwickelt und ausgebildet in und aus der mehr oder weniger kriegerischen Begegnung mit sehr verschiedenen gearteten Volkskulturen des gesamten Mittelmeerraums. Diese kulturelle Landnahme ist dadurch gekennzeichnet, daß die lateinische Sprache mit dem Recht des Siegers – *iure victoris* – in den zum Imperium gehörenden Ländern bzw. Provinzen etabliert wurde. Die Sprache, die dieses Imperium für immer – und für uns – nachlesbar dokumentiert hat, ist das Lateinische⁵⁾. Nur das Griechische hatte einen ausreichenden Vorsprung an Herkunft, Dignität und Autorität, um sich noch eine Zeit lang gegen den Imperialismus der lateinischen Sprache (bzw. neben ihr) zu behaupten. Wer sich sonst mit der realistischen Aussicht auf Respektierung und Tradierung kulturell äußern wollte, mußte das in der notfalls neu zu lernenden lateinischen Hochsprache tun. Das gilt etwa für die zahlreichen spanischen Autoren der lateinischen Literaturgeschichte (die beiden Seneca, Lukan, Martial, Prudentius, Orosius) wie für die Afrikaner von Terenz über Tertullian, Laktanz bis zu Augustinus und Martianus Capella.

So wurde das Lateinische im Abendland konsequenterweise auch die Sprache der neuen spirituellen und imperialen Macht, des Christentums, und sie blieb das auch noch zu der Zeit, in der es gar keine *geborenen* Lateiner mehr gab, in der man also diese eigentlich fremde Sprache erst über die Schule erlernen mußte.

Die Konfrontation der Sprachen ist das übliche und gewissermaßen natürliche Problem bei kulturellen Transfers, das sich zunächst und am unmittelbarsten erlebbar in der mündlichen Kommunikation stellt. In der Geschichte des Christentums, soweit sie sich in der schriftlichen Überlieferung spiegelt, tritt dieses Problem weit weniger in den Blick, als es der alltäglichen Wirklichkeit zweifellos angemessen wäre⁶⁾. Wir kennen die Geschichte der

5) »Das Latein war zunächst die Sprache Roms, also eines einzigen Ortes, und es hat dieses Charakteristikum im Bewußtsein seiner Sprecher im Grunde immer beibehalten« (JOHANNES KRAMER, Geschichte der lateinischen Sprache, in: Einleitung in die lateinische Philologie, Hg. FRITZ GRAF, Stuttgart und Leipzig 1997, S. 121, vgl. auch S. 127).

6) Zu den Sprachbedingungen der *evangelizatio pauperum* vgl. BRUNO LUISELLI, Storia culturale dei rapporti tra mondo Romano e mondo Germanico, Roma 1992, S. 523–533 und passim, sowie, für den romanischen Bereich, vor allem die ersten fünf Kapitel von MICHEL BANNIARD, *Viva voce: Communication écrite et communication orale du IVE au IXe siècle en occident latin*, Paris 1992. Für England

christlichen Kultur – was die uns hier interessierende Epoche betrifft – fast nur aus den lateinischen Quellen. *Audiat et altera pars* – dieses Gebot wurde von den lateinisch schreibenden christlichen Autoren ignoriert, nicht nur in bezug auf ihre ideologischen Gegner, die Heiden, die wo und wann auch immer sich für die Nachwelt nicht verständlich machen durften: auch die christlich missionierten Völker oder Stämme sind in ihrer eigenen Sprache lange nicht zu Wort gekommen. Das Verhältnis zwischen der unkultivierten Volkssprache und dem durch gelehrte Tradition und sakralen Gebrauch geadelten Latein kam ihnen vor wie das Nebeneinander von häßlichen jungen Affen und feinen kaiserlichen Prinzen – so jedenfalls sieht es Walahfrid Strabo, der darum seinerseits zunächst zögert, manche etablierten lateinischen Begriffe auch in der Volkssprache wiederzugeben: »ridiculo futurus latinis, si qui forte haec legerint, qui velim simiarum informes natos inter augustorum liberos computare«⁷⁾. Die vom Lateinischen bevormundeten Völker haben über manche Anläufe und abgebrochene Versuche – man denke an die Anstrengungen Notkers des Deutschen für seine Muttersprache⁸⁾ – schließlich doch viele Jahrhunderte gebraucht, bis sie ihren sprachlichen Minderwertigkeitskomplex durch literarisch konkurrenzfähige Leistungen endgültig überwunden hatten. Bei Otfrid von Weissenburg kann man nachlesen, und zwar in wesentlich differenzierterer Form als bei Walahfrid, nämlich im Verbund mit technischen, sozusagen philologischen Äußerungen zum Althochdeutschen, wie es einem zuzumute war, wenn er es wagte, neben den *litterati*, den etablierten »Buchstabenbesitzern«⁹⁾,

ist zu verweisen auf MICHAEL RICHTER, *Sprache und Gesellschaft im Mittelalter. Untersuchungen zur mündlichen Kommunikation in England von der Mitte des elften bis zum Beginn des vierzehnten Jahrhunderts* (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 18), Stuttgart 1979. Richter erörtert an vielen Stellen (vgl. das Register) die wichtige Rolle der Dolmetscher. Arbeo berichtet, daß sich der aus Poitiers stammende Emmeram bei seiner Missionierung Bayerns eines Dolmetschers bedient hat: »qui dum linguam non novisset, per interpretem quendam religiosum presbyterum Vitalem nomine in aumento audientium eximia divinitus plantando perrexit« (Arbeo, *Vita et passio sancti Haimhrammi Martiris. Leben und Leiden des Hl. Emmeram, Lat.-deutsch*, Hg. BERNHARD BISCHOFF, München 1953, cap. 3, S. 10); vgl. WALTER BERSCHIN, *Biographie und Epochenstil im lateinischen Mittelalter III: Karolingische Biographie 750–920 n. Ch.* (Quellen und Untersuchungen zur Lateinischen Philologie des Mittelalters 10), Stuttgart 1991, S. 79.

7) Walafridi Strabonis *Liber de exordiis et incrementis quarundam in observationibus ecclesiasticis rerum*, ed. ALOISIUS KNOEFLER, Monachii 21899, cap. VII: »Quomodo theotisce domus Dei dicatur«, S. 18.

8) Vgl. dazu WERNER SCHRÖDER, *Zum Verhältnis von Latein und Deutsch um das Jahr 1000*, in: *Aspekte der Nationenbildung im Mittelalter*, Hgg. HELMUT BEUMANN / WERNER SCHRÖDER (Nationes 1), Sigmaringen 1978, S. 425–438, bes. S. 430–433.

9) Vgl. WOLFGANG HAUBRICHS, *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit* (Hg. JOACHIM HEINZLE), Band I: *Von den Anfängen zum hohen Mittelalter*, Teil 1: *Die Anfänge. Versuche volkssprachiger Schriftlichkeit im frühen Mittelalter (ca. 700–1050/60)*, Frankfurt am Main 1988, S. 15; Haubrichs beschreibt in seinem vorzüglichen Einleitungskapitel (S. 14–80) am Exempel der frühesten deutschen Schriftwerke die Existenzbedingungen einer in die lateinische Kultur eingezwängten Volkssprache.

das heißt neben den Vertretern des übermächtigen Lateins, in der Volkssprache zu schreiben. Weiter unten ist auf das Problem noch einmal zurückzukommen.

Der enorme Paradigmenwechsel der Spätantike von der heidnischen zur christlichen Kultur vollzog sich unter Beibehaltung der lateinischen Sprache. Das hatte entscheidende Konsequenzen für die Möglichkeit kontrollierten Weiterlebens der klassischen Antike, deren Literatur, vom streng christlichen Standpunkt aus betrachtet, ja eigentlich zu verachten bzw. zu fürchten war. Die *Sprache* der klassischen Literatur existierte so in jedem Fall weiter, die lateinische Grammatik mußte sich nicht prinzipiell ändern, wenn neue Inhalte zu vermitteln waren. Die grammatischen Lehrbücher, nach denen man bis dahin in den Schulen die Sprache gelehrt hatte, konnten zunächst weiterhin gebraucht werden, und sie wurden auch gebraucht¹⁰.

Die in dieser Sprache präsente heidnische Literatur mit ihren philosophischen Zumutungen und ihren mythologischen Anstößigkeiten war für die neue Religion natürlich das größere Problem. Daß die nun überholte heidnische Kultur, zumindest was ihre literarischen Schätze betraf, nicht systematisch destruiert wurde, liegt an einem für das Abendland glücklichen Umstand: das neu geltende Christentum war nicht die Folge einer überfallartig von außen kommenden gewaltsamen politischen, gar militärischen Eroberung, bei welcher Gelegenheit normalerweise konsequent kaputtgemacht wird, was vorher bestanden hat, vielmehr wuchs die christliche Religion als eine offenbar immer stärker überzeugende spirituelle Macht – zunächst *gegen* die Staatsreligion, zumindest lange Zeit, gemeinsam mit anderen aus dem Osten gekommenen Kulturen, ohne politischen Schutz – aus dem Volk selber hervor. Jene repräsentativen Christen, die, wie Laktanz, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Paulinus von Nola, Prudentius, im lateinischen Westen das Christentum kulturell diskutabel gemacht haben, waren Bürger des römischen Imperiums, und sie hatten als solche nicht nur theoretische Kenntnis von der paganantiken Kultur, sie waren in dieser Kultur aufgewachsen und mit ihr gewissermaßen identisch. Hieronymus, der bei Donat persönlich sein Latein gelernt hatte, las auch als entschiedener Christ, wengleich mit Schuldgefühlen, Cicero und Plautus lieber als den Psalter¹¹, und Augustinus erinnert sich in den *Confessiones*, wie er einst über Didos Tod Tränen vergoß und mit welcher Leidenschaft er in Carthago das Theater zu besuchen pflegte¹². Das Bekenntnis bzw. die ausdrückliche Konversion dieser hochgebildeten Männer zum Christentum bedeutete für die neue Religion einen unschätzbaren Überzeugungsfaktor und Prestigegewinn, zugleich aber auch Protektion und Rettung für die antike Kultur. Hier fand ein Kulturtransfer buchstäblich in den Individuen – innerhalb der Viten der einzelnen – statt, und auch wenn sie sich aus Kon-

10) Vgl. PIERRE RICHÉ, *Education et culture dans l'occident barbare. VI^e–VIII^e siècles*, Paris 1962.

11) Vgl. Sancti Eusebii Hieronymi Epistulae, Pars 1, rec. ISIDORUS HILBERG (CSEL 54), 1910, Epist. 22, 30, S. 189–191.

12) Sancti Augustini Confessionum libri XIII, ed. LUCAS VERHEIJEN O.S.A. (CC 27), Turnholti 1981, I, 13 (S. 11) bzw. III, 2 (S. 27f.).

vertiteneifer oder aus asketischem Weltüberdruß von ihrer einstigen Vorliebe für die offiziell überholte klassische Kultur gleichsam wie von Jugendsünden distanziert haben, sie wußten jedenfalls, was sie daran gehabt hatten, und haben sie bei Gelegenheit gegen Fanatiker verteidigt. Jetzt waren die Christen die Sieger, und sogar Augustinus empfahl, das kostbare Wissen der antiken Kultur und die formalen Schätze der antiken Literatur mit dem Recht des Siegers nicht etwa zu zerstören, sondern für die neue Lehre zur Ehre des christlichen Gottes zu nutzen¹³⁾.

Natürlich hatte die Arbeit der Kirchenväter eine primär religiöse Funktion: die Auslegung der Heiligen Schrift, also Biblexegese, und, ganz nahe dabei, deren Vermittlung an die Gläubigen in der Predigt. Dazu kam, wiederum in engerer Verbindung mit der Exegese als etwa mit der Philosophie¹⁴⁾, die theologische Grundlegung und Definition wie auch die Überwachung des christlichen Glaubens. Grundsätzlich war die Exegese ein *Sprachvortrag*, um nicht zu sagen: Philologie. Sie ließ sich technisch direkt anschließen an die traditionelle antike Behandlung literarischer Texte in der Schule, wie sie etwa in spätantiken Kommentaren zu Terenz und Vergil dokumentiert ist. Cassiodor, ebenfalls so ein antik aus-trainierter Christ, hat in seinem durch das ganze Mittelalter viel benutzten Psalmenkommentar den philologischen Charakter der Exegese demonstrativ dadurch hervorgehoben, daß er rhetorische Stilfiguren des Psalmisten auf dem Rand seines Kommentars durch Siglen markierte. Er konnte sich dabei durch Augustinus gedeckt fühlen, der in seiner schon erwähnten normativen Schrift *De doctrina christiana*, zur Freude und Beruhigung des ganzen bildungsbeflissenen Mittelalters, gelehrt hatte, daß nicht die Griechen, sondern die Bibel-Autoren die Erfinder des rhetorischen Sprachschmucks seien. Womit einerseits die Heilige Schrift aufgewertet, andererseits das Studium der *artes liberales* Grammatik und Rhetorik christlich legitimiert war. Beda hat diese Überzeugung und Argumentation dann noch einmal ausdrücklich seinem Lehrbuch *De schematibus et tropis* zugrundegelegt, in dessen erstem Kapitel folgender Satz steht:

»Sed ut cognoscas, dilectissime fili, cognoscant omnes qui haec legere voluerint quia sancta Scriptura ceteris omnibus scripturis non solum auctoritate, quia divina est, vel utilitate, quia ad vitam ducit aeternam, sed et antiquitate et ipsa praeeminet positione dicendi, placuit mihi collectis de ipsa exemplis ostendere quia nihil huiusmodi schematum sive

13) Vgl. Sancti Augustini de doctrina christiana libri IV, cura et studio IOSEPHI MARTIN (CC 32), Turnholti 1962, S. 73. Das Problem ist grundsätzlich behandelt bei Christian Gnilka, Chresis. Die Methode der Kirchenväter im Umgang mit der antiken Kultur. I. Der Begriff des ›rechten Gebrauchs‹, Basel/Stuttgart 1984.

14) Das gilt zumindest für den lateinischen Westen: die philosophische Diskussion des Christentums mit der Antike war im wesentlichen von den griechischen Kirchenvätern geleistet worden. Vgl. dazu SIEGMAR DÖPP, Italia II (literaturwissenschaftlich), in: Reallexikon für Antike und Christentum 18, Sp. 1276–1278.

troporum valent praetendere saecularis eloquentiae magistri, quod non in illa praecesserit«¹⁵⁾.

(»Aber damit du erkennst, mein allerliebster Sohn, und damit alle meine Leser erkennen, daß die Heilige Schrift alle übrigen Schriften nicht nur an Autorität, da sie ja Gottes Wort ist, oder an Nutzen, da sie ja zum ewigen Leben führt, sondern auch an Alter und eben an Sprachkompetenz überragt, habe ich beschlossen, durch eine Zusammenstellung von biblischen Beispielen zu zeigen, daß die Lehrer der weltlichen Sprachkunst in bezug auf solche Redefiguren und Tropen nichts vorweisen können, was nicht schon zuvor in der Heiligen Schrift belegt ist.«)

Wir sehen hier, wie durch die Vermittlung der Bibelexegese nicht nur die Sprache der Antike als solche, sondern auch deren technische, schulgemäße Behandlung in einem sanften Übergang in das christliche Mittelalter herübergeholt wird. Im übrigen ist ja auch die Allegorese, die den Littersinn transzendierende raffinierte bibelexegetische Auslegungsmethode, aus der antiken Homer-Philologie ererbt¹⁶⁾.

Das patristische Schrifttum bleibt, nach der Bibel, die allgemeine und selbstverständliche Buchbasis des Mittelalters. In den karolingischen Bibliotheken¹⁷⁾ wimmelt es von Werken des Augustinus, während man froh sein muß, wenn man dort einen einzigen Vergil ausfindig machen kann. Deshalb auch eignet sich das patristische Schrifttum durch seine nivellierende Wirkung nicht gut zur Differenzierung vermuteter historischer Abläufe. Es reicht, was seine literarische Methode angeht, zurück in die Profanantike und ist unbezweifelbares und jederzeit und überall selbstverständlich beanspruchtes Gesamteigentum der nachantiken christlichen Welt bis in die Zeit des Humanismus.

Eigens erwähnt werden muß in diesem Zusammenhang ein besonderes literarisches Produkt des spätantiken Paradigmenwechsels: die christliche Dichtung, die durch die Namen der ersten christlichen Epiker Iuvenus, Sedulius, Alcimus Avitus, Arator und Prudentius sowie Paulinus von Nola repräsentiert wird, wobei Prudentius *auch* und Paulinus *ausschließlich* als Lyriker hervortreten.

Ihre integrative Transferleistung ist deshalb so eindrucksvoll, weil heidnische Dichtung bei den Christen den Makel der Lügenhaftigkeit hatte und, vor allem wegen der polytheistischen mythologischen Stoffe, mit der christlichen Wahrheit prinzipiell unverträglich

15) Bedae Venerabilis Opera, Pars 1: Opera didascalica, ed. CH. W. JONES (CC 123A), Turnholti 1975, S. 142f.; vgl. dort auch die Quellennachweise aus Augustinus und Cassiodor.

16) Vgl. dazu MANFRED FUHRMANN, Rom in der Spätantike. Portrait einer Epoche, Zürich 1984, S. 184–186 und passim.

17) Vgl. z.B. Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz 1: Die Bistümer Konstanz und Chur, bearb. von PAUL LEHMANN, München 1918 (Nachdr. 1969); BERNHARD BISCHOFF, Die südostdeutschen Schreibschulen und Bibliotheken der Karolingerzeit, Teil 1: Die bayrischen Diözesen, Wiesbaden ³1974; Teil 2: Die vorwiegend österreichischen Diözesen, Wiesbaden 1980.

schien. Die heidnischen *figmenta poetarum*¹⁸⁾ und die *certa fides* bzw. *Christi vitalia gesta*¹⁹⁾ werden in den Prologen der christlichen Epiker in vielfältigen Variationen apologetisch gegeneinander gestellt, gegeneinander ausgespielt und – ausgewechselt: was früher den Musen zugeschrieben wurde, die Inspiration des poetischen Werks, das wirkt nun der Heilige Geist²⁰⁾. Diese Autoren wagen es also, »die Majestät des Evangeliums den Gesetzen metrischer Dichtung zu unterwerfen«, wie Hieronymus in seinem 70. Brief über Iuvenus, den ersten Verfasser eines Bibeleos, schreibt: »nec pertimuit evangelii maiestatem sub metri leges mittere«²¹⁾. Wegen des auffallenden sprachstrukturellen Gleichklangs (bei allerdings gründlicher Veränderung in der Sache) sei an dieser Stelle gleich noch eine spätere, für das Mittelalter programmatische, Äußerung zitiert, auf die im folgenden zurückzukommen ist: Gregor der Große, der letzte und in jeder Hinsicht am weitesten von der Antike entfernte der vier kanonischen lateinischen Kirchenväter, sieht, wie er im Widmungsbrief seiner *Moralia in Job* an Isidors Bruder Leander schreibt, nicht mehr ein, ja er hält es für extrem unwürdig, daß sich das christliche Schrifttum den grammatischen Regeln des Donat unterwerfen soll: »quia indignum vehementer existimo, ut verba caelestis oraculi restringam sub regulis Donati«²²⁾.

Es war zweifellos eine Tat, die wahre christliche Lehre in das notorisch durch die Lüge verunreinigte Gefäß des antiken Epos zu gießen, aber die Eroberung gerade dieser Gattung für die Inhalte der Bibel und für die allegorisch bebilderte Christenlehre der *Psychomachia* eines Prudentius hat dem Mittelalter zugleich den Mut und ein weites Feld für christliche Poesie gegeben. Das Besondere und fast Pikante an dieser spätantiken Epik ist, daß sie sich offen und stellenweise geradezu cento-artig der formalen Spolien aus den großen heidnischen Epen bedient. Sie geht ganz nahe an diese Texte heran und gebraucht, transferiert, ungeniert ihre Junktoren. In keiner anderen poetischen Gattung haben sich die Christen so eng an die heidnische Literatur angenähert.

Auch wenn die traditionellen spätantiken Vertreter der Bibeldichtung in Mitteleuropa erst in karolingischer Zeit massiv in Erscheinung treten, sie sind im achten Jahrhundert in Bedas und Alkuins England präsent²³⁾, und sie waren bei den großen Vermittlern zwischen

18) Vgl. Sedulii Opera omnia, rec. IOHANNES HUEMER (CSEL 10), 1885, Paschale Carmen I, V. 17, S. 16.

19) Gai Vetti Aquilini Iuencii Evangeliorum libri quattuor, rec. IOHANNES HUEMER (CSEL 24), 1891, Praefatio, V. 17 bzw. 19, S. 2..

20) Vgl. dazu ERNST ROBERT CURTIUS, Die Musen im Mittelalter, in: Zeitschrift für romanische Philologie 59 (1939), S. 129–188.

21) Hieronymus, Epist. 70, 5 (wie Anm. 11), S. 708. Zu Iuvenus vgl. Handbuch der lateinischen Literatur der Antike, Band 5: Restauration und Erneuerung. Die lateinische Literatur von 284 bis 374 n. Chr., Hg. REINHART HERZOG, München 1989, § 561, S. 331–336.

22) S. Gregorii Magni Moralia in Iob, libri I–X, cura et studio MARCI ADRIAEN (CC 143), Turnholti 1979, S. 7.

23) Vgl. den poetischen Bibliothekskatalog von York 23) Vgl. den poetischen Bibliothekskatalog von York »Versus de Sanctis Euboricensis Ec-

Antike und Mittelalter nie vergessen. Venantius Fortunatus beruft sich auf sie als die ersten erzählenden christlichen Dichter, bevor er selber das Leben des hl. Martin poetisch darstellt²⁴). Isidor von Sevilla empfiehlt sie in seinen *Versus in bibliotheca*²⁵), weil sie reich gefüllte Becher aus dem Quell des Evangeliums kredenzen (»Fonte evangelico pocula larga ferunt«), und er rühmt ausdrücklich ihre ästhetisch-literarische Leistung: Avitus ist »facundus«, und da hat er Recht, Iuvenus und Sedulius sind »florentes versibus«²⁶). Es verdient besondere Beachtung, daß Isidor hier in seinem Lob der christlichen Dichter den bekannten Traum des Hieronymus einfach umkehrt: er seinerseits nämlich rät dem Leser selbstbewußt zu Prudentius, »für den Fall, daß dich Vergil, Horaz, Ovid und Persius anöden und Lukan und Statius dich langweilen«²⁷):

»Si Maro, si Flaccus, si Naso et Persius horret,

Lucanus si te Papiniusque tedet,

Par erat eximio dulcis Prudentius ore

Carminibus variis nobilis ille satis.«²⁸)

Wenn man grob bilanzieren will, was aus der Spätantike in das frühe Mittelalter mitgenommen wird und was grundsätzlich, oder auch nur epochenweise reaktiviert, wichtig und konstitutiv ist für die lateinische Literatur dieser Zeit, so ergeben sich folgende Positionen:

1. Bibel, Bibelexegese und patristische Theologie (mit Kirchengeschichte) sowie Bibeldichtung, wobei das patristische Schrifttum und die Bibeldichtung in der angedeuteten Weise sehr eng an die antike Kultur angrenzen können. Sie stehen für das gesamte Mittelalter zur Verfügung. Viele volkssprachige Glossen in den Handschriften der Bibeleyen zeugen davon, daß mit ihnen und an ihnen in den Schulen hart gearbeitet wurde²⁹).

2. Für den elementaren Schulbetrieb werden aus der Spätantike übernommen die Lehrbücher der *artes liberales* (Donat und andere Grammatiker, Boethius, Martianus Capella). Sie sind weltanschaulich indifferent, bieten allerdings vielfach Anlaß zu gelehrten Kom-

clesiae«, (MGH Poetae 1, V. 1535–1561), bzw. Alcuin, *The Bishops, Kings and Saints of York*, ed. by PETER GODMAN, Oxford 1982, S. 122–124.

24) Vgl. Vita S. Martini, I, V. 15–25; Venanti Honori Clementiani Fortunati Opera poetica, rec. et emendavit FRIDERICUS LEO (MGH AA 4,1), Berlin 1881, S. 295f.

25) Vgl. SCHALLER/KÖNIGEN, Nr. 15860; maßgeblich dazu JACQUES FONTAINE, *Isidore de Séville et la culture classique dans l'Espagne wisigothique*, 1–3, Paris ²1983, S. 738–741.

26) Vgl. CHARLES HENRY BEESON, *Isidor-Studien* (Quellen und Untersuchungen zur Lateinischen Philologie des Mittelalters 4, 2), München 1913, S. 162 (Migne PL 83, 1110A).

27) Hieronymus hatte seine Zuflucht bei den heidnischen Klassikern gesucht, wenn ihn der »sermo incultus« des Psalters anödete: vgl. Epist. 22, 30 (wie oben Anm. 11).

28) BEESON (wie Anm. 26), S. 161 (MIGNE PL 83, 1109B).

29) Vgl. GERNOT RUDOLF WIELAND, *The Latin Glosses on Arator and Prudentius in Cambridge University Library*, MS Gg.5.35 (Studies and Texts 61), Toronto 1983, sowie ARMIN SCHLECHTER, *Die althochdeutschen Aratorglossen der Handschrift Rom Biblioteca Apostolica Vaticana Pal. Lat. 1716 und verwandte Glossierungen* (Studien zum Althochdeutschen 20), Göttingen 1993.

mentaren und Ergänzungen, in denen christliche Deutungen nachgeliefert werden können. Das betrifft den seit dem neunten Jahrhundert vor allem durch die Iren kommentierten Martianus Capella und natürlich Donat, zu dem gleich noch etwas zu sagen ist.

3. Die profanantiken Klassiker haben vorerst nur wenige Anwälte und überleben in der Regel als museale Schmuckstücke bzw., mit literarischer Nachwirkung, in begünstigten Regionen, etwa in Spanien, wo der Antike bekanntermaßen eine Nachblüte beschieden ist. Sie müssen in schon fortgeschrittener karolingischer Zeit wiedererweckt werden, und diese Bewegung geht eindeutig von Nordostfrankreich aus.

Nichts mit der klassischen Antike zu tun haben die bereits im sehr frühen Mittelalter etablierten genuin christlichen Literaturgattungen der Hymnodie und der Hagiographie. Ihr liturgischer Gebrauchscharakter ist evident, auch im Falle der Heiligenviten, die ja vielfach erst durch ausdrückliche spätere Bearbeitungen gewissermaßen literaturfähig gemacht werden.

2. ÜBERGÄNGE IN DER LATEINISCHEN SPRACHE: IMMANENTE DIFFERENZ, EINHEITSTAUFEN DES LATEINISCHEN UND DIE ABTRENNUNG DER VOLKSSPRACHEN

Im nun folgenden Teil dieses Beitrags geht es nicht mehr um so einfache und klare Scheidungen zwischen ideologisch differenten Kulturen. Ich bleibe im Bereich der einen lateinischen Literatur des Mittelalters, die, *nach* dem großen Paradigmenwechsel der Spätantike, wie er bisher behandelt worden ist, zumindest im hier vorgegebenen Zeitraum keine dramatischen Wenden³⁰⁾ mehr erlebt. Die Grenzüberschreitung von der Profanantike zum Christentum in der lateinischen Literatur zu beschreiben, war bequem, weil die hier verlaufende Grenze zwei – zumindest theoretisch klar markierte – fundamental verschiedene, einander fremde wenn nicht feindliche Bereiche in einem unerbittlichen Entweder-Oder trennt. Gleichwohl war zu beobachten, wie, diesseits der Grenze, die paganantike Literatur vor allem in ihren Formen und Methoden christlich funktionalisiert weiterlebt. Die große Konstante schlechthin jedoch, das *tertium comparationis* zwischen Antike und Mittelalter, ein abendländischer Vorschlag zur Güte, ist das Instrument der lateinischen Sprache selber. Sie macht, aus der Sicht der lateinischen Literaturgeschichte, den Schock des Paradigmenwechsels erträglich, sie unterdrückt die Differenz zum Vergangenen und sichert für die Zukunft die Teilhabe am humanen *thesaurus* der Antike.

Von Differenzen freilich muß nun trotzdem gehandelt werden, und zwar von innerhalb dieser lateinischen Sprache angelegten Differenzen, die keineswegs nur, ja nicht einmal in erster Linie, in der literarischen Überlieferung manifest geworden sind. Zwar ist die lateini-

30) Eine solche ereignet sich viel später noch einmal in der erneuten Konfrontation zwischen Antike und Christentum, die durch den Humanismus eingeleitet wird.

sche Sprache eine entscheidende Konstante und das umgreifende und einigende Band der europäischen Kultur, doch war das Lateinische der ständigen Veränderung ausgesetzt, zumal sie, wie noch zu zeigen ist, in verschiedenen Gebrauchssituationen gleichzeitig auf mehreren Ebenen existierte. Diese Bedingungen führten zu Konflikten, auf die man spätestens in karolingischer Zeit reagierte³¹⁾.

Jacques Fontaine hat in einem glänzenden Aufsatz die national divergierenden Existenzbedingungen und Formen der lateinischen Sprache nach der Spätantike ausführlich dargestellt³²⁾. Die Vorstellung der noch lateinisch Sprechenden vom richtigen Latein war, Fontaine zufolge, sogar bei den kräftigsten Erben der Antike, den Spaniern, etwas undeutlich. Isidor bescheinigt im zweiten Buch seiner *Etymologiae* gerade demjenigen den rechten Gebrauch der lateinischen Sprache, der sich der zutreffenden und ihrem Wesen nach passenden Worte bedient und dabei nicht in einem Mißverhältnis steht zur Sprache und Kultur der Gegenwart: »Latine autem et perspicue loquendum. Latine autem loquitur, qui verba rerum vera et naturalia persequitur, nec a sermone atque cultu praesentis temporis discrepat«³³⁾. Derselbe Isidor ist sich gleichzeitig bewußt, daß seine Zeit eine vom klassisch-antiken Latein entfernte »lingua mixta« spricht, die nach der starken Ausdehnung des Römischen Reiches durch den Kontakt mit fremden Sprachen kontaminiert wurde: »Latinas autem linguas quattuor esse quidam dixerunt, id est priscam, latinam, romanam, mixtam. ... Mixta quae post imperium latius promotum simul cum moribus et hominibus in Romanam civitatem inrupit, integritatem verbi per soloecismos et barbarismos corrumpens«³⁴⁾.

Der Zwiespalt ist offenkundig: Isidor gesteht hier, daß die zeitgenössische Sprache im Sinne der reinen grammatischen Lehre als verdorben gelten muß, andererseits bescheinigt

31) Über die in den letzten 20 Jahren intensiv und kontrovers diskutierte linguistischen und soziologischen Bedingungen der Evolution des Romanischen aus dem Lateinischen kann hier wegen mangelnder romanistischer Kompetenz nicht gehandelt werden. Es interessieren im vorliegenden Zusammenhang lediglich die für die Entwicklung der lateinischen Sprache und Grammatik wichtigen Aspekte dieser Evolution. Zur Diskussion des Gesamtproblems vgl. die oben (Anm. 6) genannte Untersuchung von BANNIARD, ferner KEES VERSTEEGH, *The Debate Concerning Latin and Early Romance*, in: *Diachronia* 9 (1992), S. 259–285, sowie die Arbeiten von ROGER WRIGHT, *Late Latin and Early Romance*, Liverpool 1982, und DERS. (Hg.), *Latin and the Romance Languages in the Early Middle Ages*, London 1991, desgleichen JÓZSEF HERMAN (Hg.), *Latin vulgaire – Latin tardif*, Tübingen 1987.

32) JACQUES FONTAINE, *De la pluralité à l'unité dans le latin carolingien*, in: *Nascità de l'Europa carolingia: un'equazione da verificare* (Settimane di Studio del Centro Italiano di Studi sull'alto medioevo 27), Spoleto 1981, Bd. 2, S. 765–818.

33) Isidore de Seville, *Etymologies*, Book II: Rhetoric. Text edited and translated with annotations by PETER K. MARSHALL, Paris 1983, 16, 2, S. 65. Mit »sermone ac cultu praesentis temporis« ist hier zweifellos die zeitgenössische christliche Kultur und Sprache gemeint. Vgl. FONTAINE (wie Anm. 32), S. 771f.

34) Isidore de Séville, *Etymologies*. Livre IX: Les langues et les groupes sociaux. Texte établi, traduit et commenté par MARC REYDELLET, Paris 1984, 1, 6–7, S. 35 bzw. 37.

er dem, der in Kongruenz mit der christlichen Kultur seiner Gegenwart spricht, das richtige Latein zu gebrauchen. Zu dieser letzteren Bewertung paßt sehr gut, daß man zuerst gerade in Spanien die antiken Grammatiken mit ihren natürlicherweise paganen Beispielsätzen durch christliche Zitate ergänzt hat. Isidor selber praktiziert das, noch sehr zurückhaltend, in der Figurenlehre seiner *Etymologiae*³⁵⁾, der er einige wenige ausschließlich biblische Zitate inseriert. Siebzig Jahre später verwendet Julian von Toledo in seinem grammatischen Lehrbuch³⁶⁾ bereits zahllose Beispiele aus der Bibel und auch aus christlichen Dichtern, zumal Prudentius. Deutlich vor diesen beiden großen Vertretern der christlich-lateinischen Literatur Spaniens liegt der früher so genannte *Donatus Christianus*³⁷⁾, ein im fünften oder sechsten Jahrhundert für die christliche Grammatiker-Schule verfaßter Figurentraktat, in dem »54 exempla aus Altem und Neuem Testament, dazu Beispiele aus Augustin, Dracontius, einem unbekanntem christlichen Epos und dem christlich gedeuteten Physiologus« verwendet sind³⁸⁾. Diese christliche Konversion der lateinischen Grammatik setzte sich, wie Louis Holtz in den Studien zu seiner epochalen Donat-Ausgabe darlegt³⁹⁾, am Ende des siebten Jahrhunderts in Irland fort⁴⁰⁾, und sie war in karolingischer Zeit auf dem Festland eine selbstverständlich akzeptierte Tatsache. Allerdings war es, wenn man nach den langfristigen Auswirkungen fragt, doch nur eine scheinbare christliche Konversion: die grammatischen Normen der lateinischen Sprache blieben schließlich die der antiken Autoren und Grammatiker; es genügte den meisten der Nachweis, daß christliche Latinität, wie man sie etwa in der Vulgata vor sich hatte, im Sinne der erwähnten Position Augustins bzw. Bedas bezüglich der rhetorischen Figuren mit der antiken kompatibel ist. Über den wesentlich kühneren, aber schnell verflogenen Traum von einer autonomen »christlichen Grammatik« im neunten Jahrhundert wird gleich noch zu handeln sein.

Eine andere Entwicklung innerhalb des inzwischen gewaltigen und sehr disparaten Herrschaftsgebiets der lateinischen Sprache war viel dramatischer und folgenreicher als die insgesamt tolerant und maßvoll gehandhabte Integration christlicher Sprachphänomene, nämlich die zunehmende Vulgarisierung der von Isidor so genannten »mixta lingua« in den romanischen Zonen. Die Differenz zwischen dem in der tradierten antiken Literatur vor-

35) Isidori Hispalensis Episcopi *Etymologiarum sive Originum libri XX*, ed. W.M. LINDSAY, Oxford 1911, 1, 32–37.

36) Iulianus Toletanus Episcopus, *Ars grammatica*, ed. MARIA A.H. MAESTRE YENES, Toledo 1973.

37) Vgl. ULRICH SCHINDEL, Die lateinischen Figurenlehren des 5. bis 7. Jahrhunderts und Donats Vergilkommentar (mit zwei Editionen), *Abh. Akad. Göttingen, Phil.-Hist. Kl.* 3, 91, 1975, S. 184–241.

38) Vgl. ULRICH SCHINDEL, Zur Datierung des Basler Figurentraktats (cod. lat. F III 15 d), in: *Göttinger Forum für Altertumswissenschaft (GFA)* 2 (1999), S. 161–178; hier S. 161.

39) Vgl. LOUIS HOLTZ, *Donat et la tradition de l'enseignement grammatical*, Paris 1981, vor allem: »Quatrième section: *L'Ars Donati* de l'antiquité tardive à l'époque carolingienne«, S. 219–326.

40) Damit halten auch christliche Vorstellungen Einzug in den Schulalltag: das traditionelle Exempel für die Komparation »doctus, doctior, doctissimus« wird ersetzt durch »sanctus«, und statt »Musa« dekliniert man nun »Ecclesia« (vgl. HOLTZ, wie vorige Anm., S. 275).

handenen und wirksamen Latein, dem das geschriebene und auch (in der Liturgie) gesprochene christliche Latein, noch geduldet, assoziiert war, und, auf der anderen Seite, dem von der romanischen Bevölkerung im Alltag gesprochenen Vulgärlatein war in karolingischer Zeit zu groß geworden. Das Lateinische konnte das Romanische nicht mehr vertreten und nicht mehr halten. So kam es zu der endgültigen Scheidung zwischen dem Lateinischen und dem Romanischen, zur Entlassung des Romanischen in die Freiheit. Fontaine hat diesen Prozeß in dem erwähnten Aufsatz kompetent beschrieben und gezeigt, wie das karolingische Latein durch diese Scheidung seinerseits gereinigt und renoviert werden konnte.

In solchem Sinne ist die karolingische Erneuerung auf das engste mit dem Schicksal der lateinischen Sprache verbunden, was übrigens aus allen kulturellen Ordnungs- und Reinigungsaktionen Karls deutlich wird. Man muß hier nur erinnern an die wohl aus dem Jahre 789 stammende *Epistola de litteris colendis*, die eine geradezu humanistisch anmutende Identität von *recte loqui* und *recte vivere* propagiert und die Zeitgenossen mit einem dreist uminterpretierten Bibelwort zum Erlernen des richtigen Lateins auffordert: »... ut, qui deo placere appetunt recte vivendo, ei etiam placere non neglegant recte loquendo. Scriptum est enim: ›Aut ex verbis tuis iustificaberis aut ex verbis tuis condemnaberis‹«⁴¹).

Im Dienste der hier beschriebenen Erneuerung verfaßte der spätere Abt von St-Mihiel Smaragdus, vermutlich ein gebürtiger Spanier, um das Jahr 805 seinen Donatkommentar⁴². Aus dem Prolog und aus den programmatischen Forderungen dieser karolingischen Grammatik wird die Dringlichkeit einer Regelung der aktuellen Sprachenfrage unmittelbar deutlich. Hier meldet sich offenbar ein Latein-Europäer zu Wort, der in seinem Kirchen- und Schulalltag schmerzlich spürt, daß die Situation allmählich unerträglich wird: in der Schule herrscht das von Donat dozierte feine antike Latein, in der Kirche und im gelehrten Gespräch das nachlässigere christliche Latein, im Alltag die konkurrierende, das Lateinische ständig kontaminierende romanische Umgangssprache – ganz zu schweigen von den anderen Volkssprachen, die um den – Einhard zufolge – normalerweise fränkisch sprechenden Karl versammelt waren!

Im Prolog propagiert Smaragd für seine Zeit eine vollständige Aussöhnung zwischen der antiken *ars grammatica* und der Heiligen Schrift, indem er die in der Heiligen Schrift angewandte Grammatik zur Norm der Sprache seiner Zeit erklärt⁴³. So kann nach seinen Worten der Schüler auf angenehme Weise die herbe *ars* gleich mit dem süßen Honig der Heiligen Schrift schlucken, und da in diesem Werk *ars* und Heilige Schrift durch den »Leim der Liebe« miteinander verbunden sind, gibt es für den faulen Leser keine Ausrede, ihm sei die

41) Vgl. THOMAS MARTIN, Bemerkungen zur ›*Epistola de litteris colendis*‹, in: Archiv für Diplomatik 31 (1985), S. 227–272, hier S. 233; das Zitat stammt aus Mt. 12, 37.

42) Smaragdus, Liber in partibus Donati, cura et studio B. LÖFSTEDT, L. HOLTZ, A. KIBRE (CC Cont. Med. 68), Turnholti 1986.

43) Vgl. JEAN LECLERCQ, Smaragde et la grammaire chrétienne, in: Revue du Moyen-Age Latin 4,1(1948), S. 15–22.

Grammatik zu schwer oder er werde erdrückt von der überwältigenden Fülle der Heiligen Schrift:

»Et quoniam ars grammatica maxime cum nomine Domini in Divinis Scripturis principatus sui obtinet regnum, utrumque rerum in hoc libello plurimum coniunctim ponimus exemplum, ut, quae caritatis glutino sint coniuncta, lectori nostro esse non possint incognita, sed ut dulciter tyro austeritatem artis cum caelestis mellis dulcedine facilius possit glutire⁴⁴⁾, Scripturas arti, artem vero nectimus Scripturis, ne aut grammaticae artis pondere pressus aut Divinarum Scripturarum mole gravatus desidiosus lector excusationis invenire possit anfractus⁴⁵⁾.

Dieses Programm scheint den Forderungen der *Epistola de litteris colendis* zu entsprechen, aber es ist doch nur gut gemeint, aus einem naiven Gesichtskreis entworfen und in der Praxis, wie sich gezeigt hat⁴⁶⁾, nicht zu realisieren. Offenbar bestärkt durch Gregors bereits zitierte stolze Rebellion gegen Donat wagt es Smaragd, die lateinische Vulgata, für die sich Augustinus und Hieronymus noch geschämt hatten, grammatisch zu lizenzieren und zur neuen Norm zu erheben. Für ihn repräsentiert die lateinische Vulgata nämlich nicht nur, wie für die frühen Spanier, einen legitimen, in der grammatischen Disziplin zu berücksichtigenden Sektor der lateinischen Sprache, sie ist vielmehr »vera propriaque Latinitas⁴⁷⁾. Durch seine eigenen zahlreichen Verstöße gegen die grammatische Tradition und durch riskante, meist aus dem Prinzip der Analogie abgeleitete Lizenzen⁴⁸⁾ verrät der Autor selber ungewollt die aktuelle Instabilität der lateinischen Sprache. An zwei Stellen warnt er davor, die *Latinitas* allzu sehr zu beengen, und verkündet stattdessen den Grundsatz einer unbedenklichen aktiven Erweiterung ihrer Grenzen nach dem vernünftigen Prinzip der Analogie: »Non enim nimium est Latinitas coartanda, sed, ut ratio postulat, salubriter protelandanda⁴⁹⁾ bzw. »non est nobis nimium coartanda Latinitas, cuius facundiae per tantorum librorum paginas est discutienda subtilitas⁵⁰⁾. Es ist ziemlich sicher, daß das beide Male mit dem Ausdruck der Beschwerde gebrauchte Verb »coartare« nicht zufällig gewählt ist, sondern in einem etymologischen Spiel an den Begriff *ars* gekoppelt wird. So eröffnet Smaragd seinen Kommentar mit folgenden Worten: »Partes orationis sunt octo. Tota Latinitatis oratio octo partibus coartatur, et ideo Latinitatis litteraturae coartatio ›ars‹ vocatur. ›Ars‹ enim ab artando nomen accepit⁵¹⁾. Daß der um 800 lebenden *Latinitas* die Regeln der antiken

44) Das Semikolon der Edition nach »glutire« ist in ein Komma zu verbessern, da nun erst der Hauptsatz zu »sed ut dulciter ... « folgt.

45) Smaragdus (wie Anm. 42), S. 1.

46) Vgl. HOLTZ in der Einleitung zu Smaragdus, p. LXV.

47) Vgl. Smaragdus, S. 33 und HOLTZ, Einleitung p. LXIII sq.

48) Vgl. BENGT LÖFSTEDT, »Zur Sprache«, in der Einleitung zu Smaragdus, p. LXVII–LXXXVI.

49) Smaragdus, S. 200.

50) Smaragdus, S. 182.

51) Smaragdus, S. 6.

Grammatik allmählich zu eng waren, kann man gut verstehen. Die Lockerung dieser strengen Regeln, d.h. die Ausweitung der Grenzen für die zeitgenössische lateinische Sprache, dachte sich Smaragd vermutlich in Richtung der sich immer weiter entfernenden romanischen Umgangssprache. Dafür spricht zum Beispiel seine Empfehlung, dem konjugierten Verb das Personalpronomen beizugeben⁵²⁾, oder auch die tollkühne Bildung aktiver Perfektkonstruktionen wie »visus sum illum, auditus sum illum, nexus sum illum« neben dem korrekten und auch biblisch belegbaren »odoratus sum illum«⁵³⁾. Daß Smaragd auch die nicht romanischen Volkssprachen grammatisch im Blick hat, beweist sein Kapitel über die gotischen und fränkischen Eigennamen, denen er, wie seinerzeit Hieronymus den Personennamen der Bibel, lateinische »interpretationes« beibringt, z.B. »Helferich ›adiutorium potens«, »Ainhart ›unus durus«, »Liubman ›amatus homo.«⁵⁴⁾.

Es ist leicht einzusehen, daß mit der Klärung der neuen Rolle und Gestalt des Lateinischen unter Karl dem Großen zwangsläufig eine neue Aufmerksamkeit und Offenheit für die Volkssprachen verbunden ist⁵⁵⁾, deren Funktion und Recht neben dem Lateinischen deutlicher zu bestimmen waren. Der schwierige und langwierige Prozeß der Volkssprachen hin zur Schriftlichkeit kann hier nicht verfolgt werden⁵⁶⁾. Es ist aber unbedingt noch an einen weiteren karolingischen Autor zu erinnern, der den Sprachen, der lateinischen wie der Volkssprache, gegenüber eine grundsätzlich ähnliche Position vertritt wie Smaragd: Gottschalk der Sachse (Gottschalk von Fulda, Gottschalk von Orbais), Grammatiker und hartnäckiger Theologe. Auch er ist der Ansicht, daß man dem Donat nicht in allem folgen dürfe, »denn bei den neueren Autoren findet man es anders«: »Sed tamen (Donatus) non per omnia sequendus est, quia apud autores neotericos alias reperitur«⁵⁷⁾. Wie Smaragd

52) »Et ideo multi dicunt: Opus non est dicere ›ego lego‹ aut ›ego legi‹, aut ›ego legam‹, quia ›lego‹ cum dicit aliquis aut ›legi‹ aut ›legam‹, personam pariter absolute demonstrat et tempus. Sed nos, quos Divinarum Scripturarum plura instruunt testimonia, haec dicere non formidamus. Dominus enim Petro confitenti ac dicenti: ›Tu es Christus, Filius Dei vivi‹ respondens ait: ›Et ego dico tibi: Tu es Petrus‹ et cetera.« (Smaragdus, S. 111f.). Die Stelle ist besonders bezeichnend für Smaragds bedenklichen Mangel an grammatischem Verständnis.

53) Smaragdus, S. 199.

54) Smaragdus, S. 21–24, hier S. 23.

55) DIETER GEUENICH, Die volkssprachige Überlieferung der Karolingerzeit aus der Sicht des Historikers, in: DA 39 (1983), S. 104–130, betont zu Recht den pragmatischen Charakter der frühen Aktivitäten zugunsten der Volkssprache (vgl. besonders S. 110f. und S. 120–123).

56) Er ist sehr einleuchtend beschrieben und mit großer Sorgfalt dokumentiert von ELISABETH FELD-BUSCH, Geschriebene Sprache. Untersuchungen zu ihrer Herausbildung und Grundlegung ihrer Theorie, Berlin/New York 1985 (vgl. vor allem die Kapitel 2.3.2.4. »Die geschriebene Sprache als zentrales Anliegen der karolingischen Politik, 2.3.2.5. »Die Notwendigkeit zur Überwindung der Grenzen der geschriebenen lateinischen Sprache«, 2.3.3. »Der Verwendungszusammenhang der frühen geschriebenen deutschen Texte«, S. 212–237); vgl. dazu auch HAUBRICHS (wie Anm. 9).

57) Oeuvres théologiques et grammaticales de Godescalc d'Orbais, ed. D. CYRILLE LAMBOT OSB, Louvain 1945, hier S. 360, 10.

empfindet er die klassische Grammatik als beengend und kleinlich streng, als eine »angusta et arta ars«⁵⁸⁾. Er registriert ganz gelassen eigentümliche Gewohnheiten seiner Zeit bei der Konstruktion und der Aussprache des Lateinischen: »calumniari« und »celare« werden mit Dativ statt mit Akkusativ verbunden⁵⁹⁾, statt »erádico« sagt man »erádico« und »calefácis« statt »caléfácis«⁶⁰⁾. Auf seinen weiten Reisen hat dieser Sachse, der zuletzt im westfränkischen Reich inhaftiert wurde, einen besonderen Sinn für die Volkssprachen entwickelt. An mehreren Stellen erklärt er einen lateinischen Ausdruck durch ein romanisches Interpretament: »aleae«, die Würfel, »vocatur ›dati› rustice«⁶¹⁾, oder: »Sciendum est quam nos dicimus rustice ›rotulam› latine dici ›volumen›«⁶²⁾. Gottschalk beobachtet aber auch die deutsche Sprache und vergleicht sie mit der romanischen, der lateinischen und gar der griechischen. In seinem theologischen Schicksalstraktat *De praedestinatione* konstatiert er, daß im Lateinischen der Genitiv und der präpositionale Ablativ einander sehr nahe stehen und daß der klassische Genitiv oft durch den präpositionalen Ablativ ersetzt werden kann, nach dem Muster »plenus alicuius rei – plenus de aliqua re« (hier spricht natürlich ein romanisch verdorbener Lateiner). Nun sieht Gottschalk, daß im Althochdeutschen der partitive Genitiv verwendet wird, wo die Lateiner bzw. Romanen tatsächlich den genannten präpositionalen Ablativ benutzen, und er freut sich darüber, daß diese Äquivalenz von Genitiv und präpositionalem Ablativ sich über die Sprachgrenzen hinweg bestätigt. So sagt die »gens teudisca«: »Willst du dieses Brotes? ..., wo *wir* sagen: willst du von diesem Brot?«: »Vis tu huius panis? ..., quasi dicant, ut nos dicimus: Vis tu de hoc pane?«⁶³⁾. Und Gottschalk schließt mit einem bemerkenswerten Satz, in dem er diese bescheidene Beobachtung begeistert feiert: »Nolo haec deputentur flocci pendenda, quinimmo censeantur vehementer stupenda quippe cum barbarae linguae sint divinitus naturaliter indita et generaliter insita, quae peritissimi Latinorum singulariter esse recondita mirantur vel potius admirantur in thesauris archivisque Graecorum«⁶⁴⁾

(»Ich will nicht, daß man diese Dinge als unerheblich abtut, vielmehr sollte man sie für äußerst erstaunlich halten, da hier doch einer barbarischen Sprache durch Gottes Lenkung etwas gegeben ist und grundsätzlich innewohnt, von dem die Kundigsten unter den Latei-

58) Godescalc, Oeuvres, S. 390, 1.

59) Godescalc, Oeuvres, S. 377, 4 und S. 482, 5.

60) Godescalc, Oeuvres, S. 376, 20 und 23.

61) Godescalc, Oeuvres, S. 289, 23.

62) Godescalc, Oeuvres, S. 407, 8f.

63) Godescalc, Oeuvres, S. 196, 2–7.

64) Godescalc, Oeuvres, S. 196, 12–17. INGEBORG SCHRÖBLER, Glossen eines Germanisten zu Gottschalk von Orbais, in: Paul Braune Beiträge (Tübingen) 77 (1955), S. 89–111, hat dieses Kapitel, das sie als »ein Kompliment erstaunlicher Art an die deutsche Sprache« wertet (S. 102) ausführlich behandelt und kommentiert. »generaliter insita« übersetzt sie gewiß unzutreffend mit »allgemein [weil alle sich der Ausdrucksweise bedienen, Gebildete und Ungebildete] eingepflanzt«, desgleichen »singulariter« mit »vereinzelt«.

nern mit übertriebener Bewunderung feststellen, daß es in einzigartiger Weise nur in den literarischen Schätzen und Bibliotheken der Griechen zu finden sei.«)

Es liegt Gottschalk offenbar daran zu zeigen, daß auch eine Sprache, die nicht wie die lateinische und die griechische⁶⁵⁾ durch eine *ars* wissenschaftlich aufgearbeitet ist, also zum Beispiel über keine kodifizierte Grammatik verfügt⁶⁶⁾, ihre natürliche, von Gott gestiftete grammatische Ordnung und Richtigkeit hat. Und so wie er die gewachsene, nach Epochen und Regionen variierende Gestalt der *lateinischen* Sprache registriert und anerkennt und sogar davor in Schutz nimmt, in das Prokrustesbett der antiken Grammatik gezwängt zu werden, so anerkennt er auch die Volkssprache, – nicht ohne einen leichten entmythologisierenden Seitenhieb auf den kulturellen Monopolanspruch, den die Griechen als Begründer der weltlichen Wissenschaften durch die Vermittlung der Lateiner auch noch in mittelalterlich-christlicher Zeit geltend machen können.

Die Wahrnehmung fremder oder zumindest anderer Kulturbereiche gehört wesentlich zu Grenzüberschreitungen und literarischen Transferakten. Solche Wahrnehmung ist natürlich am ehesten Personen zuzutrauen, die selber in ihrer Vita auch geographisch Grenzen überschritten und noch anderes als das eigene Kloster von innen gesehen haben: Gottschalk ist ein extremes Beispiel für solche Mobilität: er war, als er das verhaßte Fulda Hraban verlassen durfte, in Gallien, in Italien und auf dem Balkan (bis nach Bulgarien) unterwegs gewesen, bis er schließlich von Hinkmar für immer in Orbais festgesetzt wurde.

Zum Abschluß dieser Thematik mag das Problem des Zusammenlebens differenter Sprachen bzw. ihrer Träger noch durch ein naiv erzählendes historisches Exempel aus karolingischer Zeit illustriert werden. Dabei geht es um die durchaus feindselige Wahrnehmung der benachbarten Volkssprache, in diesem Fall des Romanischen⁶⁷⁾. In den *Miracula Sancti Goaris* des Wandalbert von Prüm⁶⁸⁾ liest man von einem vornehmen, aber charakterlich problematischen Mann namens Reginarius, der von einem unbezwingbaren Ausländerhaß gegen die von Karls Vater Pippin nach Prüm berufenen Mönche aus Meaux erfüllt war und dafür bestraft wurde:

»Eiusdem Vualtarii⁶⁹⁾ patruus nomine Reginarius, homo licet nobilis, moribus tamen et actu crudelitati atque avaritiae subditus, cum locum sanctum sperneret et omnes Romanae nationis ac linguae homines ita quodam gentilicio odio execraretur, ut ne videre quidem eo-

65) Seine bescheidenen Einblicke in die griechische Sprache sind ihm durch Priscian vermittelt.

66) Gerade dies beklagt, etwas später, Otfrid von Weissenburg (vgl. FIDEL RÄDLE, Otfrids Brief an Liutbert, in: Kritische Bewahrung. Beiträge zur deutschen Philologie. Festschrift für Werner Schröder zum 60. Geburtstag, Hg. ERNST-JOACHIM SCHMIDT, Berlin 1974, S. 222, 61–64).

67) Vgl. dazu KARL HEINRICH REXROTH, Volkssprache und werdendes Volksbewußtsein im ostfränkischen Reich, in: Aspekte der Nationenbildung (wie Anm. 8), S. 280–282.

68) Wandalbert von Prüm, Vita et Miracula sancti Goaris, Hg. HEINZ ERICH STIENE (Lateinische Sprache und Literatur des Mittelalters 11), Frankfurt a.M. – Bern 1981, S. 50–52.

69) Dieser Waltarius ist im vorausgegangenen Kapitel der Vita durch den heiligen Goar von seiner Besessenheit geheilt worden.

rum aliquem aequanimiter vellet ac, si quos forte ex eadem familia comprehendere potuisset, crudeliter nonnunquam afficeret, cumque eodem stulto odio et animo barbaro venerabilem Asuerum eiusque nonnullos monachos detestaretur, casu ipso abbate in cella degente, per locum coactus est itineris necessitate transire. Et cum iam ecclesiae propinquasset, rogat servum, qui comitabatur, ut, si possit, ea se via ducat, qua conspectum basilicae Goaris Romanorumque hominum, Asueri scilicet abbatis et eius comitum, praesentiam valeat declinare. Tanta eius animum innata ex feritate barbarica stoliditas apprehenderat, ut ne in transitu quidem Romanae linguae vel gentis homines, et ipsos quoque bonos viros ac nobiles, libenter aspicere posset. Promittit servus posse se, quod petebatur, implere. Ut ergo itineris aliquantulum confecerunt et ad ipsum monasterii locum perventum est, monet dominum servus, si conspectus eorum, quos horreat, vitare velit, brevissimo tempore pallio caput operiat. Ille cum e vestigio, quod monebatur, implexisset et extra loci spatium processisset: »Modo«, inquit servus, »retro cave respicias, nam aliter⁷⁰⁾ eorum, quos ut posses declinare petisti, conspicias neminem.« Vix ea servus impleverat, confestimque et sub eodem pene momento praedictum Reginarium ventris apprehendit effusio, nec magna mora secuta, post paucissimos dies vitam finivit. Ita qui stultissimo, immo superbissimo animo loci venerandi virorumque bonorum conspectus horruerat, iusto Dei iudicio et luce mortalibus communiter attributa et vita caruit«.

(»Reginarius, der Oheim eben dieses Waltarius, zwar von vornehmer Herkunft, aber von grausamer Veranlagung und grausam handelnd, dazu geldgierig, verachtete den heiligen Ort Prüm und verwünschte in seinem Ausländerhaß alle Romanen und romanisch Sprechenden in einem solchen Maß, daß er keinen von ihnen sehen wollte, weil er sich sonst aufregte, und daß er, wenn er zufällig einige aus dieser Gemeinschaft hatte ergreifen können, sie bisweilen brutal behandelte. Und während er in eben diesem dummen Haß und mit seinem barbarischen Sinn den ehrwürdigen Abt Asuerus [den 1. Abt von Prüm] und manche seiner Mönche zum Teufel wünschte, mußte er zufällig einmal den Ort passieren, als der Abt sich in seiner Zelle aufhielt. Und als er sich der Kirche schon genähert hatte, bat er seinen Knappen, der ihn begleitete, ihn wenn möglich einen anderen Weg zu führen, auf dem er den Anblick der Goarsbasilika und dieser Romanen, nämlich des Abtes Asuerus und seiner Gefährten, vermeiden könnte. Er war in einer so unausrottbaren, aus seiner barbarisch-ungebildeten Roheit entspringenden Verbohrtheit befangen, daß er nicht einmal beim bloßen Passieren Menschen romanischer Sprache und Herkunft, obwohl das doch auch anständige und vornehme Männer waren, gerne zu Gesicht bekommen wollte. Der Knappe sagte zu, er könne einrichten, worum er gebeten wurde. Als sie nun noch ein Stückchen weiter gegangen waren und man zur Stelle des Klosters und der Basilika gekommen war,

70) Stiene hat hier, gegen die beiden ältesten Handschriften (und übrigens auch gegen HOLDER EGGERS Edition in MGH SS XV,1) »non aliter« in seinen Text aufgenommen. Die Prophezeiung des Knappen ist aber nur dann sinnvoll, wenn das (nicht negierte) »aliter« in der Bedeutung von »anderweitig, ansonsten« verstanden wird.

riet der Knappe seinem Herrn, wenn er den Anblick der Leute, der für ihn so abstoßend sei, vermeiden wolle, solle er nur für einen Moment seinen Mantel über den Kopf schlagen. Nachdem dieser den Rat sofort befolgt hatte und weit genug von dem Ort wieder entfernt war, sprach der Knappe: »Jetzt darfst du nur nicht mehr zurückschauen, denn anderweitig wirst du sowieso keinen mehr von denen, deren Anblick du zu vermeiden wünschtest, wieder sehen.« Kaum hatte der Knappe dieses gesagt, da überkam den genannten Reginarius schlagartig und fast im selben Augenblick der Bauchfluß, und es dauerte nicht lange, bis er, nur ganz wenige Tage danach, starb. So ist also dieser Mensch, der sich in seinem ganz und gar verbohrt oder besser überheblichen Sinn vom Anblick dieses ehrwürdigen Ortes und seiner löblichen Männer abgestoßen fühlte, durch das gerechte Urteil Gottes des allen Menschen zugeteilten Lichtes und Lebens verlustig gegangen.«⁷¹⁾

3. GRENZÜBERGÄNGE – (NICHT NUR) VON WEST NACH OST

Das Benediktinische Gebot der *stabilitas loci* hat nicht verhindert, daß in karolingischer Zeit die gelehrten, geistig mobilen Mönche auch geographisch weit herumkamen und so als Kulturbriefträger die Kommunikation und ganz automatisch den literarischen Austausch besorgten. Die pilgernden und missionierenden Iren und Angelsachsen fanden ihre Nachfolger in den zwischen den Klöstern oder auch Bischofssitzen hin und herziehenden karolingischen Klerikern. Es ist hier nicht möglich, die in diesem Sinne an Personen gebundenen Bewegungen zwischen dem Westen und Deutschland zu erfassen und zu bewerten. Man muß aber daran erinnern, daß solche Bewegungen zwar natürlicherweise stärker aus dem westlichen Zentrum der Macht nach Osten gerichtet sind, als etwa von den kulturellen christlichen Endstationen im Osten (Fulda, Passau, Salzburg) ausgehen, daß es aber auch die Gegenrichtung gibt. Der Freisinger Leidrad⁷²⁾ etwa wird von Karl dem Großen im Jahre 798 zum Erzbischof von Lyon bestimmt, wo er das völlig verwahrloste geistige Leben unter anderem durch die Einrichtung von »scholae cantorum« und von »scholae lectorum« für das Bibelstudium, sowie durch die Einrichtung der Bibliothek wiederherstellt. Kurz vor seinem Tod und vor der Übernahme des Amtes durch den Spanier Agobard legt er Karl dem Großen gegenüber Rechenschaft ab über sein eindrucksvoll erfolgreiches siebzehnjähriges Amt in Lyon⁷³⁾. Die wenigen erhaltenen Briefe Leidrads verraten die ganz ungewöhnliche Bildung und Tatkraft dieses Mannes. Sollte man da fragen, ob hier der Osten den Westen bereichert hat? Ein anderer Fall ist der aus bayerisch-fränkischer Familie stam-

71) Stiene nennt dieses Kapitel »zweifelloso eine der kulturgeschichtlich bedeutendsten Passagen in Wandalberts Werk« (S. 109, Anm. 91).

72) Vgl. HUBERT MORDEK, Leidrad, Lex. MA 5, Sp. 1855.

73) Vgl. MGH Epp. IV, Nr. 30, S. 542–544.

mende Lupus⁷⁴). Er war in Ferrières ins Kloster eingetreten und absolvierte von 829 an ein mehrjähriges Gaststudium in Fulda, um die dortigen guten Bildungsmöglichkeiten unter Hrabanus Maurus zu nutzen und in den Besitz von korrekten Klassiker-Handschriften zu kommen. Kurz zuvor oder auch noch zur gleichen Zeit verbrachte Walahfrid Strabo von der Reichenau bei Hraban in Fulda eine unglückliche Studienzeit, bis er von Abt Hilduin von St-Denis zur Erziehung Karls des Kahlen an den Hof Ludwigs des Frommen in den Westen geholt wurde. Die Mobilität der karolingischen Gelehrten, der ersten Europäer, in alle Richtungen kennt buchstäblich keine Grenzen.

Evident ist hingegen, um von isolierten Einzelpersonen abzusehen und wenigstens noch *einen* Akt kultureller Landnahme zu benennen, die West-Ost-Richtung im Fall der Gründung der Corbeia nova, Corveys, von Corbie aus (i. J. 822). Doch selbst hier gibt es noch kein erkennbares, literarisch fixiertes Bewußtsein einer Differenz zwischen West und Ost, etwa einer Fremdheit oder auch einer Geringschätzung in östlicher Richtung⁷⁵). Im Hinblick auf die soeben erörterte Sprachenfrage ist höchst bemerkenswert, daß Adalhard, Vetter Karls des Großen und Gründer Corveys, von seinem eher mystischen als an Realien interessierten Biographen Paschasius Radbertus in freilich mühseligem Latein bestätigt bekommt, er sei in jeder der drei Sprachen, Romanisch, Deutsch und Latein, unübertoffen gewesen. Er schreibt:

»Quem (scil. Adalhardum) si vulgo⁷⁶) audisses, dulcifluus emanabat: si vero idem barbara, quam Teutiscam dicunt, lingua loqueretur, praeeminebat claritatis eloquio; quod si Latine, jam ulterius prae aviditate dulcoris non erat spiritus.⁷⁷)

(»Wenn man ihn in der romanischen Umgangssprache reden hörte, floß seine Rede süß wie Honig, vernahm man ihn aber in der barbarischen Sprache, die man die deutsche nennt, zeichnete er sich durch den Glanz seiner Rede vor anderen aus, und wenn er gar Lateinisch sprach, hatte er keinen Atem mehr vor lauter Hingabe an den süßen Klang dieser Sprache«⁷⁸.)

In Rimberts eleganter *Vita Anskarii*⁷⁹) sind Corvey und Corbie als eine einzige Gemein-

74) Vgl. FRANZ BRUNHÖLZL, *Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters*, Bd. 1., München 1975, S. 476–480.

75) Über Corvey und seine (z.T. nur zu erschließenden) bibliothekarischen Verbindungen mit Corbie vgl. HANS H. KAMINSKY, *Corvey*, *Lex. MA* 3, Sp. 295f.

76) D. h. in der romanischen Umgangssprache. Zu Adalhards Sprachkompetenz vgl. WALTER BERSCHIN, *Biographie und Epochenstil im lateinischen Mittelalter. III. Karolingische Biographie 750–920 n. Chr.*, (*Quellen und Untersuchungen zur Lateinischen Philologie des Mittelalters* 10), Stuttgart 1991, S. 315f.

77) MIGNE PL 120, 1546C.

78) Die ganz und gar undeutliche Formulierung ließe u.U. auch folgendes Verständnis des letzten Satzes zu: »... verschlug es einem den Atem vor Begeisterung für die Süßigkeit seiner Rede«.

79) Vgl. Rimbert, *Vita Anskarii*, bearb. von WERNER TRILLMICH (*Quellen des 9. und 11. Jahrhunderts zur Geschichte der Hamburger Kirche und des Reiches* 11), Berlin 1961, S. 1–133.

schaft gesehen, und in der seltsamen Toten-Ecloga Radberts auf Adalhard spielen die beiden trauernden Nonnen Galathea (für Corvey) und Fillis (für Corbie) ihre gleichberechtigten, durch nichts unterschiedenen Rollen⁸⁰⁾.

Allerdings ist das Stichwort Corbie⁸¹⁾ geeignet, die fraglos *gebende* Rolle des Westens zu rühmen, wenn es um die Verbreitung der Handschriften mit paganantiker Literatur geht, von der am Anfang dieses Beitrags ausführlich die Rede war⁸²⁾. Die kulturelle Rezeption der Klassiker, womit nicht nur eine gelehrt archivalische, sondern eine aus geistigen und z. T. sehr individuellen Lebensbedürfnissen gelenkte Rezeption gemeint ist, findet offenbar verstärkt erst im zehnten Jahrhundert statt. Munk Olsen hat eine eindrucksvolle und vielleicht überraschende Statistik vorgelegt, wonach Juvenal, Persius, Horaz, Terenz, Lukan, Statius, Sallust und Cicero jetzt deutlich öfter als im neunten Jahrhundert abgeschrieben und in den Schulen, vor allem in Reims (bei Gerbert), Speyer, Echternach und Trier, auch in Bayern, verwendet werden⁸³⁾.

Durch den stellenweise katastrophalen Schaden, den die Kultur zumal im Südosten durch die Ungarneinfälle erlitten hat, ergab sich im zehnten Jahrhundert automatisch eine stärkere Orientierung nach dem Westen und das Bedürfnis bzw. die Notwendigkeit, von dort neues Bildungspotential zu beschaffen. Das geschah dadurch, daß begabte Personen zur schulischen Ausbildung in die Rheingegend oder nach Frankreich⁸⁴⁾ geschickt wurden, von wo sie im günstigsten Fall neben wichtigen Büchern auch neue (Reform-)Ideen mitbrachten⁸⁵⁾. Das betrifft in Bayern etwa den heiligen Wolfgang, der seinerseits in Trier Scholasticus gewesen war und dann als Bischof von Regensburg den Lothringer Ramwold im Jahre 975 zum Abt von St. Emmeram berief⁸⁶⁾. Nach St. Emmeram kam später aus der

80) Vgl. MGH Poetae 3, S. 45–51.

81) Vgl. BERNHARD BISCHOFF, Hadoard und die Klassikerhandschriften aus Corbie, in: DERS., Mittelalterliche Studien, Band 1, Stuttgart 1966, S. 49–63.

82) Auch die Verbreitung der karolingischen Minuskel in ihrer reifen Form geht aus von den Schreibschulen der zentralen Francia wie Corbie und Tours bzw. vom Königshof; vgl. dazu RUDOLF SCHIEFFER, Über soziale und kulturelle Voraussetzungen der frühmittelalterlichen Literatur, in: Europäisches Frühmittelalter (wie Anm. 2), S. 81f.

83) BIRGER MUNK OLSEN, Les classiques au X^e siècle, in: Lateinische Kultur im X. Jahrhundert, Hg. WALTER BERSCHIN (Mittellateinisches Jahrbuch 24/25, 1989/1990), Stuttgart 1991, S. 341–347.

84) Vgl. die vielzitierte Stelle aus dem Anonymus Haserensis über den Eichstätter Magister Gunderammus, der von seinem Bischof für unfähig gehalten wird, weil er nur »zu Hause, nicht etwa am Rhein oder in Frankreich ausgebildet worden war« (»quoniam domi, non iuxta Rhenum seu Gallia doctus erat«): STEFAN WEINFURTER, Die Geschichte der Eichstätter Bischöfe des Anonymus Haserensis. Edition – Übersetzung – Kommentar (Eichstätter Studien, N.F. 24), Regensburg 1987, S. 56.

85) Die Entwicklung in Bayern ist jetzt detailliert dargestellt von HELMUT FLACHENECKER, Kirche und Bildung im Früh- und Hochmittelalter, in: Handbuch der Bayerischen Kirchengeschichte, Bd. 1, Hg. WALTER BRANDMÜLLER, St. Ottilien 1999, S. 881–928; vgl. bes. § 83: »Die Intensivierung: Kirchen und Klosterreform«, S. 897–915.

86) Vgl. PETER CHRISTIAN JACOBSEN, Die lateinische Literatur der ottonischen und frühsalischen

Schule Fulberts von Chartres der Mönch Hartwic mit von ihm selber abgeschriebenen Lehrbüchern zu fast allen *artes* und einem Bibliothekskatalog (aus Reims oder Chartres), der überwiegend lateinische Klassiker (mit Kommentaren) verzeichnet⁸⁷). Die Bischöfe von Freising, Abraham (957–993) und Gottschalk (994–1005), beschaffen sich aus Lothringen und Ostfrankreich (nebst Italien) für ihre Bibliothek neue Bücher zu den aufblühenden rhetorischen und dialektischen Studien, dazu patristische und klassische Autoren, unter ihnen eine Rarität wie Plautus⁸⁸). Auch Froumund von Tegernsee brachte von seinem Aufenthalt in Köln⁸⁹) kurz vor der Jahrtausendwende reiche Beute nach Bayern.

Mehr zufällig, nämlich durch Kriegsnot zustande gekommen ist ein anderer Import aus dem Westen, der bereits am Ende des neunten Jahrhunderts eine der großen genuinen literarischen Leistungen des »Ostens« hervorrief: die Sequenzen Notkers von St. Gallen. Der hier zum Abschluß zitierte authentische Bericht, den der Dichter von diesem Vorgang im Prooemium seines *Liber Ymnorum* gibt, ist ein *locus classicus* für das Generalthema dieser Tagung, weil er beispielhaft die ideale Wirkung literarischer Transfers beschreibt, nämlich die Mobilisierung schöpferischer Kräfte bei den dankbaren Rezipienten:

»Cum adhuc iuvenulus essem et melodiae longissimae, saepius memoriae commendatae, instabile corculum aufugerent, coepi tacitus mecum volvere, quonam modo eas potuerim colligare. Interim vero contigit, ut presbyter quidam de Gimedia, nuper a Normannis vastata, veniret ad nos, antiphonarium suum deferens secum: in quo aliqui versus ad sequentias erant modulati, sed iam tunc nimium vitiati. Quorum ut visu delectatus, ita sum gustu amaricatus. Ad imitationem tamen eorundem coepi scribere: *Laudes deo concinat orbis* etc.⁹⁰). Quos cum magistro meo Isoni obtulissem, ille studio meo congratulatus imperitiaeque compassus, quae placuerunt laudavit, quae autem minus, emendare curavit dicens: Singulae motus cantilenaee singulas syllabas debent habere. ... Quos versiculos cum magistro meo Marcello praesentarem, ille gaudio repletus in rotulas eos congressit; et pueris cantandos aliis alios insinuavit«⁹¹).

(»Als ich noch ein junger Mensch war und die überlangen Melodien, die oft im Gedächtnis eingeprägt, aus dem unbeständigen Herzelein wieder entrannen, fing ich im Stillen zu

Zeit, in: *Europäisches Frühmittelalter* (wie Anm. 2), S. 456f. Aus Ramwolds Abtszeit sind zwei Bücherverzeichnisse erhalten (vgl. BISCHOFF, *Schreibschulen*, wie Anm. 17, Teil 2, S. 271).

87) Vgl. BERNHARD BISCHOFF, *Literarisches und künstlerisches Leben in St. Emmeram (Regensburg) während des frühen und hohen Mittelalters*, in: BERNHARD BISCHOFF, *Mittelalterliche Studien*, Band 2, Stuttgart 1967, S. 80–84.

88) Vgl. JACOBSEN (wie Anm. 86), S. 456.

89) Vgl. GÜNTER BERNT, *Froumund*, *Lex.MA* 4, S. 994f.; CHRISTINE ELISABETH EDER, *Die Schule des Klosters Tegernsee im Spiegel der Tegernseer Handschriften* (Münchener Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung, Beiheft), München 1972, S. 36–51.

90) Notker zitiert hier einige Initien seiner Sequenzen.

91) WOLFRAM VON DEN STEINEN, *Notker der Dichter und seine geistige Welt*. Editionsband, Bern 1948, S. 8/10.

überlegen an, welcher Art ich sie wohl festbinden könnte. In dieser Zeit geschah es, daß ein Priester aus dem kürzlich von den Normannen zerstörten Jumièges zu uns kam und sein Antiphonar mitbrachte, worin eine Art Verse den Alleluia-Vokalisieren angepaßt waren; es waren schon damals reichlich verderbte Verse. Wie deren Anblick mir erfreulich, so war ihr Schmach mir bitter. Immerhin begann ich in Nachahmung derselben zu schreiben: Lob singe vor Gott ... usw. Als ich diese Verse meinem Lehrer Iso darbrachte, hat er unter Glückwünschen für meinen Eifer und im Mitleid mit meiner Unerfahrenheit zwar was gut erschien gelobt, das minder Gute jedoch berichtigen wollen, indem er sagte: Jede einzelne Melodiebewegung muß eine einzelne Silbe für sich haben⁹²⁾. ... Als ich diese Verslein meinem Lehrer Marcellus vorlegte, sammelte er sie freudeerfüllt auf Einzelblättern und gab den Schülern, den einen die, den andern jene zum Singen auf⁹³⁾.)

92) Mit dieser Maßgabe erschafft Notker daraufhin die St. Galler Sequenz, die sich dadurch auszeichnet, daß sie, im Gegensatz zu den französischen Vorbildern, die nur klingen wollen, etwas zu sagen hat (vgl. dazu ALF HÄRDELIN, *Gesänge der Anagogie. Ein Versuch zur Charakterisierung der westfränkischen Sequenzen*, in: *Lateinische Literatur im X. Jahrhundert* (wie Anm. 8), S. 144f.

93) Die Übersetzung ist VON DEN STEINENS Ausgabe (S. 9/11) entnommen.